

Elisabeth von Maltzahn

Der Abt aus der
Mark Brandenburg



Über die Autorin:

Elisabeth von Maltzahn wurde 1868 in Rühn geboren und wuchs in Schwerin auf. Sie lebte als Schriftstellerin im Osten Deutschlands und veröffentlichte zahlreiche erbauliche Romane. 1945 verstarb sie auf dem Flüchtlingsschiff „Deutschland“.

Dieses Buch erschien erstmals unter dem Titel
Wenn ich ihn nicht habe ...

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

neu bearbeitete Auflage 2008

ISBN 978-3-86827-025-9

Alle Rechte vorbehalten

© 1988 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Umschlaggestaltung: Henri Oetjen, DesignStudio Lemgo

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Koninklijke Wöhrmann, Niederlande

www.francke-buch.de

Inhaltsverzeichnis

Im Klosterfrieden	7
Bruder Bernhardus	24
Aus der Chronik des Abtes zu Fischbeck	28
Um des Bekenntnisses willen	51
Bei der kurfürstlichen Frau	55
Sibylle Mathesius	62
Witwenschleier und Brautkränzlein	72
Doktor Bernhardus	79
Schwere Wege	89
Die Rose von Jerichow	93
Aus der Chronik des Bernhardus	101

Im Klosterfrieden

Ein sonniger Maimorgen war angebrochen und legte seinen duftigen Schimmer über die steinernen Mauern eines alten Mönchsklosters in der Mark Brandenburg. Auf den Obstbäumen lagen, wie frisch gefallener Schnee, die jungen Blüten, die weißen und roten Zweige blickten neugierig in das weitgeöffnete Bogenfenster. Dort saß der Abt am eichenen Schreibtisch, über die kunstvoll geschriebene Chronik des Konvents gebeugt. Die Bienen summten in den Wipfeln der Klosterlinde, und unten, dem ehrwürdigen Wächter des Hauses zu Füßen, schimmerten und dufteten die Veilchen, und die kleinen goldenen Himmelsschlüssel wiegten die Köpfchen im Morgenwind, als wollten sie den Tag des Herrn, den Sonntag *Misericordias Domini*, einläuten.

Bernhardus von Ribbeck blickte hinaus. Einen weiten herrlichen Ausblick hatte er von dort oben, und oft ließ der Mann in der Kutte die großen Augen in die Ferne schweifen, als denke er an vergangene Zeiten.

Dicht an die Klosterwiesen schloss sich die Heide an eine weite braun schimmernde Fläche, von einzelnen Birken unterbrochen, deren zarte lichtgrüne Blätter darüber schwebten. Dunkle Kiefernwälder, die ihren würzigen Duft in die Ebene sandten, warfen ihre tiefen Schatten auf die stillen Sümpfe der Mark. Riesenhafte Binsenbüschel schwammen wie kleine Inseln auf den dunklen Gewässern. An den

schlüpfrigen Ufern unter dem Schutz der Kiefern streckten mächtige Farnkräuter ihre gefiederten Blätter in den Frühlingstag hinaus, und die Drosseln sangen um die Wette.

Wenn man den Sandweg bis zum Ende verfolgte, sah man ein weißes zinnenreiches Schloss liegen, hell wie eine Frühlingsblume in der Heide. Rechts davon erhob an einem silbernen Wasserstreifen das alte Tangermünde seine grauen Türme über dem Elbestrom.

Der Mönch lauschte hinaus. Es herrschte jene Mittagsruhe draußen, in der kein Ton ungehört verklingt, jene geheimnisvolle Stille, die selbst am Tag ihre Traumbilder über Wald und Heide webt. Eine Lerche stieg empor und schmetterte aus voller Brust ihr Lied – sonst war alles still, nur die Kiefern rauschten über Sumpf und Sand und ein Falter flatterte im Sonnenschein. Es war ein Tag, wie der Märker ihn liebt, klar, feierlich, gekrönt vom Lied der Heidesängerin über den Wipfeln. Dem von den Lavendelfeldern des Südens kommenden Fremdling mochte die Mark eintönig und öde erscheinen. Er aber behielt seine Heimatliebe im Herzen und kehrte, wenn er die Schätze der Erde gesehen, heimwehkrank in das geliebte Land zurück.

Der Abt von Fischbeck war ein echter Märker. Man hätte denken können, der klare Blick hätte eher in Wald und Flur gepasst als in die Klostermauern, und die starke Rechte besser an den Knauf eines Schlachtschwertes als in das stille Schreibgemach des heiligen Konvents. Das Mönchskleid umschloss seine ritterliche Gestalt, um eines Hauptes Länge überragte Bernhardus von Ribbeck seine frommen Brüder. Ein

Paar blauer Augen sah aufmerksam ins Leben, um den Mund lag ein Zug des Schmerzes, der von harten Kämpfen zeugte, aber die Stirn war frei und offenbarte die Jugend des Abtes, der immerhin einer Schar alter und junger Mönche vorzustehen hatte. Wer ihn aber einmal unter den Brüdern gesehen hatte, der begriff, dass Bernhardus von Ribbeck, und kein anderer, Abt von Fischbeck sein musste. In kluger Weise wusste er eines jeden Gaben zu verwerten und begegnete allen mit Liebe und Freundlichkeit.

Daneben war sein Urteil klar und haarscharf und von strenger Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. So wagte keiner seine Würde anzutasten, und auch ein graues Haupt beugte sich gern seinem Urteil, das auf das Wort Gottes gegründet und durch Gebet und Wachsamkeit geschärft war, ja, die Schar der Mönche sah mit einer Liebe und Begeisterung zu ihrem Abt auf, die ihresgleichen suchte, und die Klosterzucht war berühmt.

Als er heute die Chronik durchsah und den Tag seines Eintritts verzeichnet fand, zog die Zeit seines Hierseins an ihm vorüber wie ein langer Traum, der noch nicht zu Ende ist. Gedankenverloren blickte er auf das Pergament und dachte an vergangene Tage.

Vor acht Jahren, im Jahr des Heils 1524 war es, als am Heiligen Abend ein junger Herr an die Klosterpforte zu Fischbeck klopfte. Der Pförtner, Bruder Laurentius, hatte ihm geöffnet und mit seiner mächtigen Laterne verwundert den vornehmen Gesellen, der als Weihnachtsgast zu ihm kam, beleuchtet. Dann hatte er ihm freundlich den schneebedeckten Mantel abgenommen und ihn zum Abt geführt.

Alexander Mathesius, der damalige Abt, hatte erstaunt auf den Jüngling geblickt, der ihn um das Mönchsgewand bat. Zweiundzwanzig Jahre alt, stattlich und aus altem märkische Adel – so einer pflegte selten ohne große Not an das Tor des stillen Heideklosters zu klopfen. Prüfend sah er ihm in das traurige Antlitz, das die Spuren eines großen, vor kurzer Zeit erlebten Schmerzes trug, und bald saß der Junker neben dem ehrwürdigen Mann und erzählte ihm die Geschichte seines Lebens. Lang war sie nicht, aber reich an Leid und Enttäuschung.

„Ihr kennt ja meine Sippe, hochwürdiger Herr“, begann Bernhardus von Ribbeck, „Vater und Mutter sind früh gestorben, Geschwister habe ich nicht und bin der Letzte von diesem Zweig der Familie. Die Ribbecks sterben aus, wenn ich ledig bleibe. Doch es ist gut so, denn ich kann nicht anders, Hochwürden! Ich muss Euch erklären, wie alles ist, damit ich's vom Herzen habe. Verzeiht, wenn es lange dauert!“

Der Abt legte freundlich die Hand auf seine Schulter, und Bernhardus fuhr fort: „In dem Städtlein Jerichow in der Mark wohnte am Stadttor in einem alten Patrizierhaus der Ritter Heinrich von Gerlach mit seiner einzigen Tochter Katharina. Sie war die Spielkameradin meiner früh verstorbenen Schwester Maria Anna und so auch meine, denn wo die war, da zog ich mit als treuer Vasall. Wir waren oft in Jerichow, aber die kleine Katharina kam auch auf unsere Burg und besuchte ihre ‚Rehböcke‘, wie sie uns nannte. Am meisten jedoch ritten wir Geschwister hinüber, denn der vereinsamte Ritter trennte sich

ungern von dem Sonnenschein seines Hauses, dem die Herrin fehlte. Sein Weib, Elisabeth von Itzenplitz, war nach einem Jahr glücklicher Ehe gestorben. Ich habe nie ein schöneres Kind gesehen als Katharina Gerlach. Das Mädchen hatte ein Antlitz wie die Jungfrau Maria, wundervolle dunkle Augen blickten träumerisch in die Welt, das schwarze Haar legte sich in leichten Wellen um die weiße Stirn und fiel wie ein langer seidener Mantel über die zarten Schultern herab. Es gab nichts Lieblicheres, als wenn Katharina mit meiner blonden Schwester zusammen in der Rosenlaube saß und die zarten Blüten sich wie ein Kranz um die zarten Gestalten legten, die wie zwei kleine Prinzessinnen hinter der Dornenwand von dem Königssohn träumten. Der kam denn auch bald mit Lanze und Schwert, und Klein-Katharina flog mir als meine Braut um den Hals, als ich sie aus dem Zauberschlaf befreit und wachgeküsst hatte. Dann zogen wir heim auf unser Königsschloss, ein Baumhaus, das in den Wipfeln der alten Linde hinter dem Haus angebracht war und zu dem ein Holztreppe hinaufführte. Da saßen wir dann unter den blühenden Zweigen, sie hatte ihr süßes Gesicht mit dem Rosenkränzlein und Schleier an meine Schulter gelehnt, und ich hielt meine kleine Königin glücklich im Arm. Maria Anna brachte alle Puppen, die in dem alten Haus aufzutreiben waren. Die saßen im schönsten Putz um uns herum und bildeten den Hofstaat. Sie selbst hatte eine Samtschleppe der verstorbenen Frau von Gerlach um und war die Königin-Mutter.

„Wenn wir groß sind, da spielen wir wieder Hochzeit, nicht wahr?“, sagte die kleine Königin.

„Ja, Frau Katharina“ – so ließ sie sich am liebsten nennen –, aber dann komme ich in Wirklichkeit und frage dich, ob du meine Königin werden willst; willst du dann auch Ja sagen?“

„Ja, das will ich!“, jubelte das Mädchen. „Und dann sitzen wir wieder zusammen im Lindenbaum, und du steckst mir einen goldenen Ring an den Finger und ich dir!“ Dann küssten wir uns, ich umfasste Frau Katharina, und wir tanzten um die alte Linde herum, dass der Königin der Rosenkranz und dem König die Krone von Flittergold vom Kopf flog – gerade in den Schoß der Königin-Mutter. Die Linde aber schüttelte ihre Zweige, und durch die Blätter rauschte es: „Kinder, Kinder, was muss eure alte Urgroßtante erleben!“ Das versicherte Maria Anna ganz deutlich gehört zu haben.

So verfloss unsere Jugendzeit wie ein schöner, sonniger Morgen. Ich war sechzehn Jahre alt geworden, Katharina elf. Das Mädchen blühte auf wie eine Frühlingsblume und wurde von Tag zu Tag schöner. Ihre Demut und Freundlichkeit gewann ihr alle Herzen, und alles freute sich, wenn die Rose von Jerichow, so hieß sie bei Arm und Reich, mit ihrem Vater ausging oder aus dem Fenster ihres kleinen Turmgemaches blickte. Ihre Großmutter, Frau Erika von Gerlach, die seit einiger Zeit im Haus ihres Sohnes ihr Altenteil bezogen hatte, ersetzte der jungen Enkelin die Mutter, soweit es in ihren Kräften stand, und Katharinas Lieblingsaufenthalt war Großmütterchens Stube. Es war ein schönes Bild, die alte Edelfrau mit dem weißen Haar und dem freundlichen Antlitz im Erker am Stickrahmen zu sehen,

neben sich ihr Enkelkind, den Geschichten der Großmutter lauschend oder die Spindel drehend. Abends kam dann auch Herr Heinrich herauf und ließ sich in seinen hochlehnigen Sitz am Kamin nieder. Ein behagliches Zusammensein war's, wenn draußen die Flocken tanzten und die Kienäpfel in der Glut knisterten, und ich war froh, wenn es mir gestattet worden war, den Abend in Jerichow zu verbringen. Katharina, im weißen Gewand mit dem Goldreif im schwarzen Haar, saß, vom Kaminfeuer beleuchtet, zu Füßen ihres Vaters, das Köpfchen an seine Knie geschmiegt, die Hand an einer edlen Dogge, der beständigen Begleiterin des kleinen Edelfräuleins. Auf der Ofenbank aber, im Halbdunklen, da lehnte der Knabe, der die Augen unverwandt auf die Rose von Jerichow gerichtet hielt, weltvergessen und traumumfangen, im jungen Herzen nur den einen Gedanken: Frau Katharina! Die Heldensagen, die der Ritter erzählte, rauschten an seinen Ohren vorüber, sein Glück war's, dass ihn niemand danach fragte, kein Wort hätte er wiedergeben können, denn er sah und hörte nichts als Katharina mit den Märchenaugen.

Und nachdem Sommer und Winter vorbeigezogen waren, sah es auf der heimatlichen Burg traurig aus. Maria Anna litt seit Monaten an einem auszehrenden Fieber, und selbst die warmen Lüfte des Sommers wollten ihr keine Genesung bringen. Katharina war viel bei ihr; ein Sonnenstrahl zog über das blasse Gesichtchen, wenn sie auf der Schwelle erschien, den Arm voll blühender Rosen, mit denen sie das Krankenbett schmückte. Da saßen dann die beiden Mädchen zwischen den duftenden Blüten des Sommers,

wie sonst in der Laube zu Jerichow. Katharina eine halbgeöffnete Knospe, Maria Anna die weiße aufgeblühte Rose, die der Tod küsste. Sie wusste, dass sie nicht mehr lange leben würde. Zuerst hatte es bange Tage voll Kampf und schweren Losreißen gegeben, aber nun war sie still geworden und freute sich auf den Himmel. Am Fußende ihres Lagers hing ein großes hölzernes Kreuz mit der Gestalt Christi. Darauf ruhten fast immer die Kinderaugen, als hätten sie die ganze Welt vergessen. ‚Wenn der Heiland kommt und mich holt‘, sagte sie, ‚müsst ihr alle hier sein, damit ihr seht, wie lieb er mich hat!‘

Ein Mönch aus Eurem Kloster, Hochwürden, hat meine Schwester öfter besucht. Bruder Wendelin hieß er. Wenn er kam, wurden ihre Augen noch strahlender und heller. Ein seltsamer Mönch war er; er redete niemals zu ihr vom Verdienst der Heiligen und dass sie sich von ihnen segnen lassen solle, auch nicht von der Mutter Maria und ihrer Fürsprache, sondern allein von dem Heiland selbst, von seinen Wunden und seiner Gerechtigkeit. Unsere Werke könnten uns nicht helfen, wir würden selig werden aus Gnaden.

Wie Sonnenlicht lag es auf dem zarten Gesicht, wenn er gegangen war, und die Augen des sterbenden Kindes hingen an dem Bild des Gekreuzigten. Katharina hatte bitterlich geweint, als Maria Anna ihr sagte, dass sie sie bald verlassen müsse. Es war, als ob ein Stück Leben und Glück mit der Gespielin für sie dahinginge. Als sie sah, wie fröhlich die Sterbende war, wurde sie ruhiger, und auch ihre junge Seele reifte heran in den stillen Stunden im Kran-

kenzimmer, doch kämpfte sie hart bei dem Gedanken ans Hergeben.

Ein klarer, sonniger Septembermorgen war's, das Laub fing eben an, sich golden zu färben, und der wilde Wein streckte die zierlichen roten Ranken ins Fenster, als wollte er das blasse Kind auf dem Lager fragen: ‚Kommst du nicht bald wieder?‘ Aber es achtete nicht mehr auf die Genossen. Am Lager stand einer, dessen Kleider leuchteten wie die Sonne. Er winkte dem jungen Mädchen mit der Hand, und es streckte die Arme nach ihm aus. Still und stiller wurde es im Gemach, kein Laut drang durch die geöffneten Fenster; vom Klosterturm aber klangen feierliche Glockentöne herüber, die verkündeten, dass eine Seele, von Sünde und Leid frei geworden, hinübergeeilt sei in die lichte Stadt mit den goldenen Gassen.“

Nach einem Augenblick tiefen Schweigens fuhr der junge Mann fort: „Wie einsam es auf der Burg war, Hochwürden, seit Maria Anna gegangen war, kann ich Euch kaum sagen. Katharina musste wieder heim, mit tränenschweren Augen hatte sie von uns Abschied genommen, und ich hob die zarte Gestalt im Trauerkleid auf das Ross, als ihr Vater sie abholte. Noch einmal winkte sie mir Lebewohl zu, dann trabte sie neben dem stolzen Streithengst davon. Ich stand mit der Hand über den Augen und blickte in die strahlende Herbstlandschaft hinaus, bis am Waldrand ihr weißes Ross verschwand.

Auf der Burg waren Sonnenschein und Glück dahin. Mein Vater, durch Kummer und Krankheit gebeugt, war zum Greis geworden. Traurig und ein-

sam vergingen unsere Tage. Etwa drei Wochen nach dem Tod meiner Schwester entsandte mich mein Vater auf die Burg eines seiner Lehnsvettern. Ich war zufrieden, als mein Traber am Burgtor stand, denn ein junger Mensch sehnt sich nach leidvoller Zeit danach, etwas anderes zu sehen. Auch war ich neugierig auf die gleichaltrigen Vettern unserer Sippe.“

Er hielt inne, als brächte er das Kommende nicht über die Lippen. Dann raffte er sich auf und fuhr mit gepresster Stimme fort: „Ich weiß nicht, ob Euch die Kunde von dem Unglück zu Ohren gekommen ist, Hochwürden – wie ich in einer Nacht Hab und Gut verloren – und wie ich des Vaters Leiche verkohlt unter den Trümmern unseres Schlosses fand.“ Die Stimme versagte ihm. Liebevoll legte der Abt die Hand auf seine Schulter. Bernhardus aber nahm alle Kraft zusammen und redete weiter: „Ein Unwetter war heraufgezogen und hatte mein Erbteil vernichtet, der Blitz den Vater erschlagen. Arm zog ich aus, um mein Brot zu verdienen. In der Universitätsstadt Leipzig wollte ich die Heilkunde studieren. Was gibt’s auch Besseres im Leben, als armen und kranken Menschen helfen zu dürfen. Auch hilft’s einem selbst am besten über eigenes Leid hinweg.“

Katharina sah ich vor der Reise nicht mehr, sie war für einige Tage zu einer Freundin nach Tangermünde gereist, als ich Herrn Heinrich und seiner Mutter Lebewohl sagte. Frau Erika sah mich mitleidig an, als ich ihr die Hand küsste und sie bat, Katharina von mir zu grüßen. Herr Heinrich wünschte mir Glück und Segen zur Wanderschaft und Studenzeit. Mir aber war das Herz zum Zerspringen schwer

– wie konnte ich es wagen, an meine Geliebte zu denken – heimatlos, den Bettelstab in der Hand!

Die Jahre sind vergangen wie im Flug. Ich kehrte heim, ausgezeichnet mit der medizinischen Doktorwürde. Eine reiche Stelle war mir in Frankfurt am Main angeboten worden, zuvor aber zog's mich heim, die Rose von Jerichow zu pflücken. Ich durfte ja in Ehren um ein adeliges Weib werben!

So ritt ich in Jerichow ein. Mein Herz schlug laut, als ich an das Stadttor kam und zu dem Gemach der Geliebten hinaufblickte. Der Schnee lag rings auf den Türmchen und Zinnen des alten Patrizierhauses wie ein weißes Festgewand. Über dem Eingangstor hing ein Kranz aus Tannenzweigen und weißen Christrosen, die vor Weihnachten unter dem Schnee blühten.

Ich ging weiter. Aber wie einsam war das alte Haus, wo war das silberhelle Lachen des Mädchens mit den Märchenaugen?

Herrn Heinrichs Gemach war verschlossen, kein Mensch schien im Haus zu sein. Eine unsagbare Angst erfasste mich – was hatte das alles zu bedeuten? Ich ging die kleine Wendeltreppe hinauf, die zu Katharinas Gemach führte, da hörte ich leise Schritte, eine Frauenschleppe rauschte auf den Stufen und Frau Erika von Gerlach stand vor mir. Sie schien mich erwartet zu haben und streckte mir liebenswürdig beide Hände entgegen, ihr Antlitz trug einen Zug tiefen Mitleids.

„Wo ist Katharina?“, fragte ich, und als sie mir nicht gleich zu antworten vermochte, rief ich noch einmal, von Angst erfüllt: „Um Gottes willen, sagt mir, wo ist Katharina?“

„Sie ist nicht daheim“, sagte die alte Frau, und ihre Stimme zitterte, als sie fortfuhr: „Kommt mit mir, ich will Euch alles sagen, doch müsst Ihr Geduld mit mir haben!“ Tränen erstickten ihre Stimme, ich führte sie in Katharinas Gemach, und sie ließ sich auf dem Fenstersitz nieder, wo wir so oft als Kinder geplaudert hatten. Als ich mich neben sie setzte, schaute ich auf, und meine Augen wanderten durch den vertrauten Raum. Da sah ich auf dem Tisch ein zartes Gewebe liegen, und als ich genauer hinblickte, erkannte ich den weißen Brautschleier und ein grünes Kränzlein dabei.

Nun wusste ich alles, lautlos sank ich neben Frau Erika auf die Knie und barg mein Haupt an ihrer Seite. Sie strich mir leise mit der Hand über das Haar, und dann hat sie mir von allem erzählt, und wie es gekommen war.

Es war ein schweres Werk für die alte Frau, mir von dem zu erzählen, was mir das Herz brach. Aber sie tat es, wenn auch mit zitternden Lippen, so doch mit festem Mut, als eine gottgegebene Pflicht. Zwei Jahre nach meinem Fortgang war ein junger thüringischer Edelmann in die Mark gekommen. Er ritt häufig nach Jerichow, und bald wusste man, warum. Herr Heinrich war mit Freuden bereit, den jungen, vornehmen und reichen Wolf Dietrich von Witzleben als seinen Schwiegersohn aufzunehmen und begrüßte den Freier mit offenen Armen. Katharina aber wollte nicht. Als der Vater mit Fragen in sie drang, sagte sie nur, sie glaube nicht, dass sie Wolf Dietrich glücklich machen werde, und ging nicht von dieser Meinung ab.

„Nie, bis auf diesen Tag“, sagte Frau Erika, „hatte ich meinen Sohn zornig gegen das Kind werden sehen, aber nun war er außer sich. *Auf wen wartest du denn?*, rief er in hellem Unwillen, *kein besserer Mann kann um dich armes Mädchen freien, du trägst doch nicht den Junker von Ribbeck im Herzen, das war eine Kinderliebe, und ich sagte nur deshalb nichts dazu. Er hat dich doch längst vergessen, und zudem habt ihr beide keinen roten Heller! Daraus wird nichts, und es geschieht mein Wille!*“

Katharina war totenblass geworden, aber sie sagte nichts mehr, am anderen Morgen kam Wolf Dietrich von Witzleben und drückte den Brautkuss auf ihren zarten Mund.

Sie haben noch ein Jahr gewartet, die Braut war noch zu jung, und so hatte ich meinen Liebling noch ein Weilchen. Wolf Dietrich hatte eine tiefe Liebe zu ihr, und ich freute mich, dass Katharina nach und nach auflebte und ihm gegenüber zugänglicher wurde, sodass ich hoffte und glaubte, dass ihre Ehe eine gesegnete und glückliche wird. Ein halbes Jahr vor der Hochzeit starb mein Sohn nach kurzer, schwerer Krankheit. Katharina und Wolf haben bei ihm gewacht bis zuletzt, und als er sein Ende nahen fühlte, hat er die Hände auf die beiden gelegt und sie gesegnet. So war es ein stilles Hochzeitsfest, das wir gestern gefeiert haben. Am Morgen vor der Trauung kam Katharina noch einmal zu mir. Sie setzte sich auf das Bänkchen zu meinen Füßen und lehnte ihren Kopf an meine Schulter. *Großmutter!*, sagte sie.

Nun, mein Kind?, fragte ich und strich über ihr Antlitz.

Großmutter, ich möchte dir etwas sagen. Es muss mir vom Herzen herunter, bevor ich Wolf Dietrichs Gemahlin werde. Großmutter, glaubst du, dass Bernhardus noch an mich denkt? Ich hab ihn liebgehabt, seit ich ein Kind bin. Weißt du noch, wie wir in der Linde Hochzeit hielten? Da sagte er mir: Wenn ich groß bin, dann komme ich wieder und frage dich in Wahrheit, willst du dann auch Ja sagen? Das habe ich nie vergessen und hab's allzeit im Herzen bewahrt. Später war er so ernst und still und hat nie mehr etwas gesagt, nicht einmal beim Fortgehen, auch dem Vater nicht – so hab ich gedacht, er liebt mich nicht mehr, sonst hätte er doch ein Wort für mich haben müssen, ehe er auf Jahre ging.

Ich weiß, fuhr Katharina fort, dass das, was ich tue, Sünde gegen ihn ist, Großmutter, aber ich glaube auch, ich überwinde es täglich mehr. Ich habe Wolf Dietrich das Jawort aus Gehorsam gegeben, ich habe ihn hochachten und ihm vertrauen gelernt. Wenn Bernhardus kommt und doch noch nach mir fragt, willst du ihm sagen, wie es kam? Ach, fragte er doch nie! Der Gedanke, dass er mich für treulos hält, nagt mir am Herzen, und doch – konnte ich anders handeln? Das schnelle Ende des Vaters wäre sonst wie eine Anklage gegen mich gewesen. Ich habe es Wolf Dietrich gesagt, dass ich einen anderen geliebt habe, Großmutter, ein Geheimnis durfte ich vor ihm nicht haben.

Und was sagte er?, fragte ich erschrocken.

Einen Augenblick sah er mich traurig an, dann nahm er mich in seine Arme, küsste mich und sagte: Ich liebe dich noch mehr um dieses Wortes willen, Katharina. Du bist edler und demütiger als ich, ich hätte dieses Bekenntnis kaum hervorgebracht.

Als sie zur Kirche gingen, lag ein Ausdruck tiefen Friedens auf ihrem Gesicht, ich werde ihn nie vergessen. Gestern Abend sind sie fortgeritten. Witzlebens Burg Hohenhaus liegt nicht weit von Tangermünde.'

Frau Erika schwieg. Dann strich sie sanft mit der feinen Hand über meine Locken und sagte leise: ‚Wie gut, dass Ihr nicht gestern gekommen seid, Bernhardus, der Herr hat Euch und Katharina den Frieden bewahren wollen!‘

Den Frieden?

Es brauste mir durchs Herz wie ein Sturmwetter, Nacht war's um mich und in mir, und in meiner Seele hämmerte es: versäumt! Sie aber, die ich anklagen wollte – wie eine Heilige stand sie vor mir. Mir blieb nur Sorglosigkeit und Versäumnis. Wie ich aus dem Gemach kam, weiß ich nicht, ich ging an dem Brautschleier und Hochzeitskranz vorüber, die Treppe hinab, über den verschneiten Hof hinaus in die Nacht. Eisige Kälte umfing mich, und die kleinen Flocken legten sich barmherzig auf mich, als wollten sie mich schützen. Mein Weg lag vor mir, ich wollte ins Kloster, Hochwürden. Das Leben blickte mich an wie ein Novembertag. Gutes tun und Liebe üben kann man überall, erst recht ein Arzt im Mönchsgewand. Als ich in die Nähe Eurer Kapelle kam, wurde ich noch in meinem Beschluss bestärkt. Vom Turm schwebten die Klänge der Christnacht:

Das ew'ge Licht geht da herein, gibt der Welt ein'n neuen Schein! Es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht!, tönte das Lied des Mönches von Wittenberg über die Heide. Es wunderte

mich, dass Eure Mönche das Lied des Geächteten sangen, Hochwürden. Doch ich kann nicht leugnen, dass es sich wie Balsam auf mein wundes Herz legte.

Es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht!, hörte ich immer wieder, und wie der erste Hoffnungsstrahl nach dunklen Stürmen zog es in meine müde Seele. Der Stern des Kindes von Bethlehem steht noch hell am Himmel, das soll auch mein Trost sein in der Nacht der Anfechtung und des Verzagens.“ Er schwieg.

Der Abt nahm den Jüngling in die Arme, und Bernhardus weinte am Hals des alten Mannes.

„Es freut mich“, sagte der Greis, „dass gerade das Lied vom ew'gen Licht Euch den Weg zu uns gezeigt hat. Ich lasse es die Brüder singen, habe ich doch Luther nie für einen Ketzer gehalten, und seit er uns das Lied gesungen hat, schätze ich ihn erst recht! Er mag in manchem irren, ich alter Mann verstehe es nicht und überlasse das Urteil über andere Menschen Gott dem Herrn – aber eins finde ich in diesen Klängen: den Glauben an den Sohn des lebendigen Gottes, unsern Herrn! Darin fühle ich mich im Geist mit Luther verbunden, und darum singen auch die Mönche von Fischbeck die Lieder des Doktors von Wittenberg.“

Sie saßen noch lange beisammen, bis ein junger Mönch eintrat und dem Abt die Abendmahlzeit meldete. Er nickte ihm freundlich zu und kam nach einer Weile mit Bernhardus, der die Klostertracht von Fischbeck trug, in den Speisesaal. Der Abt machte Bruder Bernhardus mit seinen Genossen bekannt, die ihn herzlich begrüßten, dann wurde gegessen,

und nach dem *Gratias* gingen alle in die kleine hell erleuchtete Klosterkirche. Zwei strahlende Christbäume brannten am Altar, und durch die bunten Scheiben blickten die verschneiten Tannenzweige verwundert nach den geschmückten Kindern des Waldes. Vor dem Bild des Gekreuzigten blühte ein Strauß Christrosen, ein Klosterbruder hatte sie unter dem Schnee gefunden und das Heiligtum damit geschmückt. Nach der Predigt erklang das *Soli deo gloria*, und als Ausgangslied zogen noch einmal die hellen Töne des Wittenberger Lobgesanges durch die Klosterkirche. Jubelnd klang es durch die stille Abtei und legte sich wie Trost aus der Höhe auf das Herz des jungen leiderfahrenen Mönches.

„Es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht!“

Frühmorgens stand er am Fenster, als im Osten die Weihnachtssonne aufging. Sein Gesicht war ernst und bleich, aber es lag ein Ausdruck tiefen Friedens darauf. Mochte das Leben wie ein verschneiter Weg vor ihm liegen – in der Stille der Christnacht war einer bei ihm gewesen, vor dessen leuchtenden Augen alles Leid wie Morgennebel verschwindet: Der Meister war in die Zelle getreten und hatte den Frieden darin zurückgelassen, der höher ist als alle Vernunft.